



DER SPIEGEL

für Kunst, Eleganz und Mode.

Vierzehnter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postverendung 5 fl. Auf Belimpavie mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. C.M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wasserthors), in C. Millers u. J. Wagners Kunsthandl. in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

16.

Mittwoch, 21. Februar.

1841.

L i e b e s p r o b e .

(Fortsetzung.)

Dies war die vielberühmte Schlacht von Marignano, ein glänzendes Vorbisük des jungen Königs, welcher im Laufe während des fast zwei Tage währenden Gefechtes oft in Lebensgefahr schwebte, und dem der Ruhm ward, die bisher unüberwundenen Schweizer im offenen Felde geschlagen zu haben. Franz hatte sich in diesen furchtbaren Tagen durch seine persönliche Tapferkeit den Nittertschlag verdient, und Niemand als Bayard, der Nitter ohne Furcht und ohne Tadel, war so würdig denselben dem jungen königlichen Helden zu ertheilen. Es geschah sogleich auf dem Schlachtfelde, dem sprechenden Zeugen des Verdienstes des französischen Heeres. — Als der König, umgeben von seinem glänzenden Adel und im Angesichte seines jauchzenden Heeres, die Spornen empfangen sollte, da schweifte sein Auge im weiten Kreise der feierlichen Versammlung umher, als suchte es Jemanden, dann sagte er: »Wo ist jener wackere Nitter, der in den Stunden der Gefahr gleich einem schützenden Engel uns umschwebte? Ist er kein Wesen jener Welt, so mag er vortreten, es ist fürwahr keiner im Heere, aus dessen Hand wir die Spornen so gerne empfangen möchten.« — Die Feldherren sahen sich verwundert an; sie suchten denselben in ihrer Mitte, allein sie

finden ihn nicht. — Da erkante aus dem Heere plötzlich eine Stimme: „Es ist Beaugard, der tapfere Edelmann aus der Normandie; er ist stumm geworden, durch irgend einen Zufall, den Niemand anzugeben weiß, aber desto berebter ist sein Schwert!“ — Und schnell öffneten sich die Gedrängten, und der Ritter, den Arm in der Schlinge tragend, nahte ehrerbietig dem König und reichte ihm knieend die goldnen Spornen. Huldvoll erhob ihn derselbe und drückte ihn gerührt an die Brust. — Nach beendigter Feier wurde Beaugard zum König bezufen. Mit einem Schreiben in der Hand trat Franz ihm, freundlich grüßend, entgegen. „Herr von Beaugard,“ sprach er, „wir konnten es uns nicht versagen, auf dem Schlachtfelde noch, der Regentin Frankreichs, unserer erhabenen Mutter, den Sieg von Marignano eigenhändig zu melden. Wir wünschen Euch dadurch ein Zeichen unserer besondern Huld zu geben, wenn wie Euch — dem Frankreich die Freiheit, vielleicht selbst das Leben seines Königs verdankt — zum Ueberbringer dieser frohen Botschaft erwählen. In Paris werdet Ihr alle Gelegenheiten finden, Eure Wunden zu heilen, und alle Hilfsmittel, die verlorne Sprache wieder zu erlangen. Wir haben bereits Befehle erlassen, und es mögen die berühmtesten Aerzte ihr Heil an Euch versuchen.“ — Gerührt über so viele Güte verließ der Edelmann seinen Fürsten, und eilte mit der Siegesbotschaft der Heimath zu. —

Die gewonnene Schlacht bei Marignano setzte Frankreich in den erwünschtesten Besitz des Herzogthums. Die Bürger Mailands schickten zum Zeichen der Unterwerfung die Schlüssel der Stadt demuthsvoll dem Besieger der Eidgenossen entgegen, und Herzog Max, der unglückliche Nachkomme des glücklichen Holzhausers, der sich vom Gondottiere zum Fürsten eines der schönsten Länder Italiens emporschwang, stieg vom Throne seines Großvaters, um sich und seinen glänzenden Namen in einer entfernten Provinz Frankreichs in Vergessenheit zu begraben. — Mit dem Papste schloß Franz jenes berühmte Konkordat, wodurch der erste Grund zur unumschränkten königlichen Gewalt gelegt wurde, wogegen Universität und Parlament heftig, doch erfolglos, protestirten. — Als der junge König den Besitz von Mailand vollkommen gesichert sah, übergab er Carl von Bourbon die Statthalterschaft und den Oberbefehl über eine geringe Anzahl von Kriegern und eilte mit dem sieggekrönten Heere nach Frankreich zurück.

Franz erinnerte sich bald nach seiner Ankunft in Paris an seinen Lebensretter in der Schlacht bei Marignano; er ließ Beaugard rufen, und staunte, daß er ihn zwar von seinen Wunden geheilt, aber noch immer nicht im Wiederbesitz der verlorenen Sprache fand. „Bei St. Denis!“ rief er verwundert aus, „wir haben uns eines tapfern Freundes beraubt, ohne daß es von Nutzen war, denn, wie wir sehen, laborirt Ihr noch am alten Uebel! Doch verzaget nicht, wir wollen Alles aufbieten, was in unsern Kräften steht, Euch dadurch unsern Dank zu bezeugen. — Ihr zulet die Achsel? — Ihr zweifelt? — O, tröstet Euch, die Wissenschaft hat schon gar manches Wunder vollbracht.“ — Und der königliche Freund hielt Wort. Er ließ die gelehrtesten Männer an seinen Hof kommen; aber keiner konnte das Uebel heben, da weder ein haltbarer Grund erforscht, noch eine Verletzung der Organe aufgefunden wurde; und weder die Krankheit von Geburt aus vorhanden war, noch der Kranke einen befriedigenden Aufschluß geben konnte oder wollte. Dieser sonderbare Fall gab Anlaß zu vielen gelehrten Debatten; indem der Eine sonnenklar bewies, der Casus wäre

durch ein
dent, de
Dritter
Hypotr
chen, da
welcher

und sein
Vuztlich
men Ma
es sich
Kreis,
sich eine
hört ha
Man de
mußte!
Worte
weichten

Von

Cholera
ein Sch
können,
Hut zie
oft dan
unangen
weder I
den Gra
sein ob
fallen,
reichlich
haben,
den auf
ten Beh
rinnen,
sundheit
wir auf
lichen W

sen nur

durch eine läche Freude herbeigeführt worden, bewies ein Zweiter, eben so evident, daß es durch irgend einen großen Schmerz geschehen mußte; indeß ein Dritter eine plötzliche Erkältung als unumstößliche Norm aufstellte und den Hypokrates als Gewährsmann anführte. Beauregard hingegen äußerte durch Zeichen, daß sie Alle im Irrthume wären, und daß eine Zeit kommen würde, in welcher das Uebel, wie durch einen Zauberschlag, von selbst enden werde.

Die Sage von dem stummen Ritter verbreitete sich bald im ganzen Lande, und sein Zustand wurde der Gegenstand des Gespräches in der Schenke wie am Puztische der Frauen. Das zartere Geschlecht bedauerte den schönen, schweigsamen Mann, und Manche wünschte sich solch' einen stummen Gemahl; obgleich sich der Ritter kalt, ja fast abstoßend, gegen die Frauen betrug. — Da begab es sich einmal, daß der König, welcher die Gesellschaft liebte, einen glänzenden Kreis, wobei natürlich die Damen nicht fehlten, um sich versammelt sah, als sich eine Fremde melden ließ, die von dem Uebel des Herrn v. Beauregard gehört hatte, und nun mit Einem Worte denselben zu heilen versprach. — Man denke, welche Sensation dieser Antrag in der Versammlung hervorbringen mußte! — Eine Dame als Arzt! — und das Versprechen mit einem einzigen Worte zu bewerkstelligen, was der Wissenschaft und ihren vorzüglichsten Eingeweihen durch 100 Rezepte nicht gelungen war!

(Beschluß folgt.)

Die Emanzipation des Hutes im öffentlichen Leben.

Von Oskar von Birkbeck. (Für Berlin geschrieben im „Zigarre“.)

Es ist in der neuern Zeit so viel vom Emanzipiren die Rede gewesen; die Cholera emanzipirte sogar die Tabakspfeife, mit der wir, wenn uns nicht etwa ein Schamgefühl davon zurükhält, ungehindert jetzt die Straßen durchwandern können, und den treuesten, steten Begleiter auf allen unsern Ausflügen, den Hut ziehen wir noch immer, so oft uns Jemand Bekannter begegnet, ja selbst oft dann sogar, wenn die Physiognomie des Vorübergehenden uns mehr eine unangenehme Empfindung als ein freundliches Lächeln abzwingt. — Wir nehmen weder Rücksicht auf die Temperatur der Atmosphäre, die uns umgibt, noch auf den Grad der Beschleunigung, der unsere Pulse bewegt. Es mag Sonnenschein sein oder der Regen mag in Strömen herabfließen, es mag Schnee oder Hagel fallen, wir mögen mit oder ohne Regenschirm gehen, der liebe Gott mag uns reichlich mit Haaren ausgestattet oder uns nur höchst spärlich mit ihnen bedacht haben, wir mögen dieselben glatt anliegend tragen oder täglich einige Stunden auf ihre Feisur verwenden, wir mögen uns selbst in dem Zustande der größten Behaglichkeit befinden oder der Schweiß mag in Tropfen von unserer Stirnrinnen, wir mögen uns zum Schlagfluß hinneigen oder eine unerschütterliche Gesundheit besitzen, es ist Alles gleich, — genug, der Hut muß herunter, so oft wir auf Jemand stoßen, mit dem wir in irgend einer, wenn auch nur oberflächlichen Verbindung stehen.

Es ist schon mehrfach der Vorschlag gemacht worden, den Hut beim Grüssen nur leicht mit der Hand zu berühren, ich will indeß noch weiter gehen und

für seine vollständige Emanzipation einige Worte sagen: ich verweise meine Leser hierbei auf den Süden des großen deutschen Landes, auf Ungarn und auf die Rheinlande, wo es allgemein gebräuchlich ist, den Hut in allen Konditoreien, Kafefehäusern, Gärten und Weinkellern aufzubehalten. Verseze dich, lieber Leser, in eines der obengenannten Lokale, du trittst ein, nimmst deinen Hut bescheiden ab, findest ein Mäzchen für dich, aber nirgends zugleich auch eines für deinen Hut. In der Hand willst du ihn nicht behalten, du stellst ihn also entfernt von dir auf einen andern Tisch. Jetzt wird auch dieser von Gästen in Beschlag genommen, man räumt die Hüte bei Seite oder thürmt sie aufeinander. Der deine ist neu, er wird bei dieser Gelegenheit auf die Erde geworfen, man bittet dich allerdings, so bald du dich zu ihm bekennst, um Entschuldigung, kügelt dir aber nicht die Falten heraus, die er so eben erhalten. Du siehst jetzt plötzlich Jemand vorübergehen, den du nothwendig sprechen mußt, du willst ihm schnell naheilen, suchst nach deinem Hut, ehe du ihn aber unter fünf oder sechs andern herausgefunden, ist dein Freund längst verschwunden.

Dann aber noch eins. Wer wäre wohl in stark besuchten Lokalen in seinem Leben noch nie einmal so glücklich gewesen und hätte in Stelle seines Hutes einen fremden vorgefunden. Ist er aber vertauscht worden, können wir sicher darauf rechnen, daß wir stets einen schlechtern für denselben finden werden. Behalten wir den Hut auf, so inkommodiren wir unsern Nachbar nicht, wir sind in keiner Besorgniß, ihn ruiniert oder vertauscht zu sehen, wir sind also einer aussonderlichen Sorge mehr überhoben, je sorgloser wir uns aber fühlen, desto mehr Heiterkeit wird uns beleben und desto leichter und angenehmer werden wir uns mit Freunden und Bekannten unterhalten können. — Fast ist es rücksichtlich unserer Besorgniß, den Hut in allen Kellerlokalen aufzubehalten. Dieselben enthalten immer einige Feuchtigkeit und mehr Zug als ein Zimmer im Lichten. Dennoch ist aber selbst auch in ihnen die Sitte eingereißt, barhäuptig dazufitzen. — Begegnen wir aber, diese Ceremonie abgerechnet, unsern Tischnachbarn und mit einem zuvorkommenden Blicke mehr? Keinesweges, wir glauben vielmehr, den Pflichten der Höflichkeit durch das Beiseitsetzen des Hutes auf das Allervollkommenste genügt zu haben.

Was werden meine schönen Leserinnen sagen, sollten ihnen diese Zeilen in die Hände fallen? In ihren schönen Augen erscheine ich gewiß als ein Barbar, der den schlechten Sitten das Wort redet. Zu meiner Rechtfertigung lade ich sie freundlichst ein, mir über Deutschlands Westgrenze hinaus, in eines jener elegant französischen Etablissement zu folgen, in denen schon lange es Sitte ist, den Hut aufzubehalten.

Von dem schönen Spruche Bayard's:

A Dieu mon ame
Mon coeur aux dames,
Ma vie au roi,
L'honneur pour moi!

Hält es der leichte Franzose vorzugsweise nur noch mit dem zweiten Verse. Er widmet sein Herz den Damen und stellt es sich als Aufgabe ihnen gegenüber, den höchsten Grad von Liebenswürdigkeit zu erlangen. Und wie sucht er diese Aufgabe zu lösen? Mit dem Hute auf dem Kopfe! — Ich wette, meine schönen Leserinnen sehen jetzt schon meinen Vorschlag mit etwas minder ungünstigen

Augen a
getheite
meines
Zeit gefe

S
denn es
Rechtefe
so freu
ein Hau
einigen
so rathe
Hausfre
Grunde
Unverfe
ten, de
und sein
Hausfre
Schmul
, Dornen
bei nicht
liebende
ihre ins
ins Har
Spieg
freundli

D
tungen
pfligke
Die Wi
lungen
nes. D
b esse
Widte,
fäbelich
ten vor
sie, wan

Caltus

Augen an, ja, sie schenken ihm vielleicht schon in diesem Augenblicke ihren ungetheilten Beifall, in der richtigen Voraussetzung, daß sich mit der Annahme meines Vorschlags zu der deutschen Secue auch die französische Liebenswürdigkeit gefellen werde.

Silhouetten. Von Leander Greiz.

I. Hausfreunde und Rechtsfreunde.

Hausfreunde und Rechtsfreunde haben nicht selten zweierlei Bedeutungen, denn es trifft sich wohl zuweilen, daß ein Hausfreund ein Hausfeind, und ein Rechtsfreund ein Rechtsfeind ist. Die Worte »Hausfreund« und »Rechtsfreund«, so freundlich sie auch erscheinen, sind uns beinahe immer nur feindlich, und ein Hausfreund ist eigentlich nur ein Weiberfreund, so wie der Rechtsfreund in einigen Fällen ein Unrechtsfreund. Wann du, lieber Leser, verheuratet bist, so rathe ich dir zu einem Rechtsfreund; bist du aber ledig, kannst du dir einen Hausfreund nehmen. Ein Rechtsfreund ist für einen Ehemann auch schon aus dem Grunde gut, weil dieser stets mehr Streitigkeiten und Prozesse hat, als ein Unverheurateter; nur soll man keinen gar zu jungen und schönen Anwalt wählen, denn ein solcher Anwalt hat zu viel Anwartschaft zu einem Hausfreund, und seine Vermittlung macht den Mann bloß zum Mittel für seinen Zweck. Ein Hausfreund hat zwar auch sein Gutes: er verhilft dem Manne zu einem schönen Schmuck, den man im feinen Salon-Leben »Krone«, im gemeinen Leben aber »Dornenkrone« nennt; er begleitet die Frau aus dem Theater, und leuchtet das bei nicht ihr, sondern dem Herrn Gemahl heim; er unterhält das treue und liebende Weibchen in Abwesenheit des Herrn von ihren Pflichten; er reißt mit ihr ins Bad, und schickt dem erkrankten Ehemann ein längst ersehntes Geschenk ins Haus; und so noch vieles Andere, wofür, wann es der Herr Gemahl im Spiegel sehen könnte, er ihm sicherlich vielen Dank zollen, und ihn ganz freundlich die Treppe hinabwerfen würde.

2. Die Wichte.

Die Wichte spielen im Leben eine große Rolle. Es gibt verschiedene Gattungen von Wichten, als: feine und grobe Wichte, arme und einfältige Wichte, pflffige und unverschämte Wichte, Bösewichte und noch mehrere andere Wichte. Die Wichtigkeit der Wichte ist daher auch sehr groß, und die Worte und Handlungen der Wichte haben nicht selten mehr Gewicht, als die des wichtigsten Mannes. Die feinen Wichte sind die größten, und die Bösewichte sind viel besser als jene. Die unschädlichsten sind die armen, groben und einfältigen Wichte, die unverschämten sind die unausstehlichsten, und die pflffigen die gefährlichsten. Außer diesen haben wir noch einige Arten oder vielmehr Untertanen von Wichten, denen ich nächstens einen Spiegel vorhalten werde, damit sie, wann sie hinein blicken, doch sehen, daß gar Nichts heraus schaut.

Die Cactus.

»Ich muß lachen,« schreibt ein Reisender aus Neapel, »wenn ich an Eure Cactus in Deutschland denke, die ihr in Blumentöpfen am Fenster zieht. Hier

wuchern sie im trockensten Boden wild, und bilden, sechs bis acht Fuß hoch, ganze Gebüsche. Kinder klettern, trotz der Stacheln, hinauf, und pflücken die süßen, saftigen Früchte, die unter dem Namen „indianische Feigen“ bekannt sind. Man sieht auf Ischia Cactus, deren Stamm anderthalb Fuß im Durchmesser hat, mit ellenlangen Blättern. Dies seltsame Gewächs gedeiht so leicht, das kleine, auf lockere Erde geworfene Blätterstück Wurzel fassen und kräftig emporwachsen. Die Blüthe der hiesigen wilden Cactus ist gelb und sehr schön; die rothen Früchte ähneln den Maulbeeren, nur sind sie größer und mit feinen Stacheln besetzt. Man hat in den Gärten eine Menge Spielarten, eine sonderbarer als die andere; es sind die Narren unter den Pflanzen.“

Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

Literatur.

Literarische Streifzüge. Eine französische Uebersetzung deutscher Romanen und Balladen hat einen landesmännischen Kritiker gefunden; dieser beginnt seine Kritik damit, zu beklagen, daß das Studium der deutschen Sprache in Frankreich noch so vernachlässigt sei, und e geht sich dann in ein Lob der Uebersetzungen, die seine Unkunde der deutschen Sprache, die er eben Andern vorgeworfen, ziemlich beweisen. So gut wie auf deutsche Sprache, verkehrt er sich auch auf den Charakter der deutschen Poesie, in der er den finstern und fast wilden germanischen Charakter wiedererkennen will. Für den Werth der Uebersetzung bürgt übrigens der Schlusssatz aus Schillers „Ritter Toggenburg“, der so travestirt ist:

Un jour il reste assis, la mort l'a
frappé . . . son visage pâle et si-
lencieux est tourné vers la fenêtre.

— Ernst Willkomm schildert in seiner *Novelle*: „Der Morgenstern“ eine Mondscheinmacht. Unter andern heißt es: Sieze Stille herrschte ringsumber, im Thale schimmerte die Kirche, die Wiesen zitterten wie vom Frost unter dem brennenden Thauschleier; im Walde hämmernte der Specht, die Drossel schlug,

Tauben gurrten, um die Abtei hing ein schwärmendes Krähenheer, das oft mit lautem Geschrei herabstieg auf die Plattform des Thurmes. Dann schrie das Käuzchen, und des Uhus schaurige Söhne scheuchten die Wasserhühner aus dem Schilf. — Lange Zeit lauschte der glückliche Knabe (Byron) diesem stillen, geheimnißvollen Naturleben u. s. w. Das ist gerade so still, wie Herr Ernst Willkomm keinen Lärm von seinen höchst unbedeutenden Nachwerken macht. — Auf der 55. Seite hängt der Mond still, glänzend, wie ein abgelöster Heiligenschein über der Abtei; auf der 77. Seite lacht er wie ein hohnlachelndes Gespenst durch die Fenster derselben Abtei. — Kasinn, du blühst! — Ein Kurstverkaufer in Padua hat mehrere Gedichte verfaßt, in welchen sein Beruf zum Dichter auf unzweifelte Weise sich kund gibt; er reiht sich den übrigen poetischen Celebritäten Italiens an, die aus der Volentz Schüssel Begisterung schöpfen, namentlich dem Filzschneider an der Esch, dem Barbier am Mincio und dem Lastträger in Valermo. — Ein Engländer ist einzig deshalb nach Paris gereist, um das Schlachtfeld Napoleons von vier Seiten zu zeichnen, die Zeichnung dann lithographiren zu lassen und ein dickes Buch darüber zu schreiben. Jetzt ist es in London

erschienen
englische
Hat ein
sich ein
Englän
den, a
Hutes a
Ueber d
Rebeck
Buch!

„Zahle
Aug. v.
soll acht
Buchhän
Kogebue
andern
hat leid
deutscher
die erste
terin! U
In der
deburg s
damals
ren Wer
Karstkin
beliebten
der pom
sche Zap
Campe i
tel: „O:
humorist
schienen,
Deutsche
Wie oft w
Wie gabe
Ein ech

Und ist es
Dafür ge

Wie feiern
So glänz
Mit laute
Wie schief
Um sie au
Vorausge
Wie dies
Weil wir
Die Stätt

erschieden. Nächstens wird vielleicht ein englischer Schriftsteller über Napoleons Hut ein Werk herausgeben — versteht sich ein dreibändiges, anders thut's ein Engländer selten! — mit 60 Stahlstichen, auf welchen alle Bestandtheile des Hutes anatomisch genau dargestellt sind. Ueber das Geringsfügigste, wenn nur ein Nebel zu finden, schreibt man jetzt ein Buch! — Jetzt kommt wirklich eine »Schillerausgabe« in 30 Bänden von Aug. v. Kogebue's Theater heraus. Sie soll acht Thaler kosten. Der Leipziger Buchhändler Eduard Kummer erklärt: Kogebue sei ein bis jetzt noch durch keinen andern ersetzter Theaterdichter, und er hat leider vollkommen recht. — Welchem deutschen Dichter wurde in Deutschland die erste Bildsäule gesetzt? Einer Dichterin! Unsere Altvordere waren galsant. In der Nähe der Spiegelberge bei Magdeburg setzte die dankbare Mitwelt der damals Verliebten, jetzt wenigstens in ihren Werken vergessenen Dichterin Louise Karstin ein Denkmal in der weiland beliebten griechischen Vhrasenmacherei mit der pomphaften Inschrift: »Die deutsche Sappho!« — Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist unter dem Titel: »Octavianus magnus« ein satyrisch-humoristisches Gedicht von Gellke erschienen, in welchem der Dichter die Deutschen Folgendes ausrufen läßt: Wie oft ward nicht nach unserm Lob gelungert! Wie gaben's stets erst, wenn es uns gefiel. Ein echt Genie hat stets bei uns gehungert, und ist es nicht verhungert, war es viel! Dafür geht uns der Nachruhm leicht von Statten,

Wie feiern unsrer Meister Sterbetag
So glänzend, wie man nur verlangen mag,
Mit lauter Dingen, die sie selbst nicht hatten.
Wie schießen bei zu Büßen, Raufjoclen,
Um sie auf ihrem Grabe zu erhöhen,
Vorausgesetzt jedoch, daß nicht indessen
(Wie dies bei Mozart allerdings geschah,
Weil wir uns nicht bei Zeiten vorgesehn)
Die Stätte, wo sie liegen, ganz vergessen.

Mignon - Zeitung.

St.-Louis. Hier fand der Reisende Brunner im Hau'e seines Agenten einen jungen, acht Monate alten Löwen, der den Namen Luther erhalten hatte u. durch seine unschuldigen Schwänze u. Sprünge viel Freude machte. Er lief im ganzen Hause frei herum, und der Reisende versichert, daß man den Löwen das kulturfähigste aller unvernünftigen Thiere nennen könnte, ein Urtheil, in welchem ihm wohl nicht Jeder beistimmen möchte, denn die Bildung, welche sich der Hund z. B. eignet, ist ihm doch nimmer beizubringen. Allgemein aber nimmt man dort an, daß der Löwe nicht aus Lust morde, und man sah dort große, erwachsene Löwen in den Straßen herumgehen, ohne daß sie einen Menschen oder ein Thier beleidigt hätten. Man sorgte nur dafür, daß sie erstens niemals hungerten, und zweitens nur mit Fleisch von getödteten Thieren genährt wurden, mithin drittens nie zum Selbstwürgen Veranlassung erhielten.

Etwas von Allen. In Wien geht es im diesjährigen Fasching sehr still zu; es sind weniger große Gesellschaften als sonst. Fürst L. hat kürzlich ein Fest veranstaltet, zu welchem etwa 500 Personen eingeladen waren. Um 10 Uhr Abends begann die Musik, um 2 Uhr Morgens das Abendessen, und auf dieses Abendessen folgte um 5 Uhr das Frühstück: Mittagbrot fiel also weg. — Großes Aufsehen macht die der berühmten Schauspielerin Mars letzthin in Paris gewordene Unbill; anstatt eines gewöhnlichen Blumenkranzes, wurde ihr, à la Freischütz, ein Todtenkranz zugeworfen. (Sie spielte nämlich in ihrem 70-ten Jahre noch Liebhabersrollen). — Das Charivari sagt: »Im Jahre 1833 rief man bei einer Revue der National-

garde: »Ja, meine Freunde, wir sind darüber einig, keine Bastillen mehr!« Endlich ist auch dieses Versprechen des Julius auf die gleiche Weise, wie die andern erfüllt. — Man hat im Valais Bourbon viel darüber diskutiert, ob die monströsen Mörser der Befestigungen gegen Paris, oder gegen die Fremden bestimmt seien. Ach! diese Frage dürfte sich vielleicht bald auflösen. — Bis jetzt hatte man uns nur pouare in die Augen geworfen; in Zukunft dürfte man uns wohl noch etwas Anderes damit hereinwerfen. — Noch immer fragen sich einige gutmüthige Pariser, was denn das Ziel der besetzten Schießscharten sei. Nun, beim Himmel, Ihr seid es! — Espartero ist von der Universität Valencia zum Doktor beider Rechte ernannt worden. Er versteht sich aber auf Schwert und Kanonen besser als auf Corpus juris und Dekretalen. — In Jerusalem wird gegenwärtig eine protestantische Kirche gebaut. — Man schreibt aus Paris: »Kathinka Heinesetter ist auf zwei Jahre bei der großen Oper engagirt worden: die Unterhandlungen mit der Löwe haben sich zer schlagen. Diese kehrt nun vielleicht nach Berlin zurück, wegen der bekannten 6000 Thlr. jährlich.« — Man schreibt aus Berlin: »Im königl. Opernhause hatten wir am 6. Januar Gluck's »Iphigenia in Tauris«, und als solche hörten wir Delle. Auguste Löwe, die mit der nach Paris abgegangenen Sophie Löwe nicht verwandt ist. Die Debütantin entfaltete eine schöne Altstimme, aber wir bedürfen einer Sopranistin, wozu sich leider noch immer keine Aussicht eröffnet. — Herr Direktor Stöger hat in Prag ein Haus gebaut, welches seines Gleichen selbst in der Residenz nicht haben soll, es werden jetzt darin Redouten abgehalten, später sollen dort die böhmischen Thea-

tervorstellungen und die Konzerte stattfinden. Die Lokalität faßt bequem 5000 Menschen. — Pariser Blätter klagen sehr über das Zunehmen blutiger Streiftigkeiten unter den untersten Klassen der Bevölkerung der Hauptstadt, bei dem geringsten Anlaß werden die Messer gezogen, und fast kein Tag vergeht, wo nicht gefährliche Wunden vorkämen und roher Jähzorn der Galeere neuen Zuwachs liefere. — In dem Salon der Baronin Delmar in Paris ward kürzlich die »Zahöpfung« von Haydn von Künstlern und Dilettanten ersten Ranges aufgeführt u. fand enthusiastischen Beifall, wie denn die Meister der deutschen Musik in Frankreich einen immer größern Kreis von Bewunderern finden.

Fokal-Zeitung.

Der Karneval von Venedig! Sie haben sich auch dieses Jahr aufzufahrt. Sign. Graziosa mit ihrer Schelntappe, mit ihren Champagnerkasschen, und vor allen mit ihrer allerliebsten Kollektion der niedlichsten Frauenbilder. — Wenn uns der wacker Emmerting auch nicht nach St. Marco gebracht hat, eine schöne Gegend bleibt es immer, wo so allerliebste Mümlein blühen. — Der Indienfahrer Morelly wußte seiner Geige so süße Töne zu entlocken, daß wir die Madraser beneiden könnten, wäre nicht Hoffnung da, daß Koch- und Deutschmeister auch einen Kapellmeister brauchte. Wien oder Madras? — Das ist die Frage! Der Karneval von Venedig war das glänzendste Ballfest, mit welchem die Nebenbuhlerwürdig beschlossen wurden. W—t.

Modenbild. Nr. 9.

Paris, 8. Febr. Neueste Promenadenanzüge. Sammelhüte mit Federn gezier. Kleider von Seidenstoff. — Neuestes Möbel.

Beilage: »Der Schmetterling.« Nr. 6.



Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Fünftehater Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

16.

Pesth und Ofen, Mittwoch, 23 Februar.

1842.

Der Ungar

am Sarge Ihrer Kaiserlichen Königl. Hoheit, der Frau Erzherzogin

HERMINE.

Wien, den 16. Februar 1842.

Sie ist nicht mehr! die Zierde unsres Landes,
 Zu der mit Stolz der Wif des Ungars brang,
 Die schönste Perle jenes heil'gen Bandes,
 Das sich vom Thron um Haus und Hütte schlang:
 Des Todes Arm hat sie der Welt entrißen!

Die beste Tochter, die die Erde kannte,
 Die liebevollste Schwester ist nicht mehr!
 Die Fürstin, die der Arme Mutter nannte
 Und Schirmerin der Künstler — ist nicht mehr:
 Des Todes Arm hat sie der Welt entrißen!

Gerecht ist unser Schmerz, sind uns're Klagen
 Um Sie, die, von dem Stamme, der erfor'n
 Des heil'gen Königs Stephan Kron' zu tragen,
 Die Erste war im Ungarland gebor'n
 Und die der Welt des Todes Arm entrißen!

Doch Ungarn! Sie beweinet nicht, die Reine,
 Die schied zu thronen in dem Reich der Freud',
 Nur die Verlassnen unser Ung' beweine,
 Und um die Ehren, die erbrückt das Leid,
 Weil Sie der Welt des Todes Arm entrißen!

Dem greisen Vater fließen uns're Thränen,
 Des Vaterlandes Palatin und Hort,

Der durch ein Halb-Jahrhundert hing sein
 An Ungarns Woh'e, treu seinem heil'gen Wort
 Und dem der Tod die Tochter hat entrißen!

Dem Bruder, der in Ungarns Schreckens-
 tagen
 Den Nachbarstädten in der höchsten Noth,
 Ein Beispiel Allen, welche mochten zagen,
 Den Fluthen trotzend, schnelle Hilfe bot,
 Und dem der Tod die Schwester hat entrißen!

Sie leben uns, und in dem hohen Paare
 Hermine auch uns immerdar umschwebt;
 Der Sarg barg nur die Hülle am Altare,
 Sie, unsers Vaterlandes Engel, lebt;
 Sie konnt' uns nicht des Todes Arm entrißen!

Die Liebe, die wir — Ihr gleich — diesem zollten,
 Laßt ganz uns weihen nun dem hohen Paare,
 Und selbst wenn Stürme uns umtoben sollten,
 An diesem hängen, eine treue Schaar!
 Des Todes Arm soll uns von ihm nur reißen!
 Benedikt Freiherr von Püchler.

Die Nacht im Jägerhause.

Erzählung von Fr. Hebbel.



„Kommen wir denn nicht bald nach D.“ rief ich ungeduldig meinem Freunde Adolph zu und fuhr heftig mit der Hand nach meiner linken Wange, weil ich mich an einem Zweig geritzt hatte; „die Sonne ist längst hinunter, die Finsterniß kann kaum noch größer werden und die Beine wollen mich nicht mehr tragen.“ — „Ich glaube, daß wir uns verirrt haben,“ entgegnete Adolph kleinmüthig, „wir müssen uns wohl darauf gefaßt machen, die Nacht im Walde zuzubringen.“ — „Das hab' ich längst gedacht,“ versetzte ich ärgerlich, „aber du weißt allenthalben Bescheid, auch da, wo du nie gewesen bist. Hungrig bin ich auch, wie ein Wolf.“ — „Ich habe noch eine Semmel in der Tasche,“ erwiderte Adolph, indem er darnach suchte. „Doch nein, ich warf sie dem ausgehungerten Metzgerhunde zu, der an uns im letzten Dorf vorübererschlich.“ — Eine lange Pause, wie sie nur dann unter Studenten möglich ist, wenn sie bis auf's Blut müde sind, trat ein. Wir wanderten, uns Beide gereizt fühlend und uns Beide dieser Kleinlichkeit schämend, bald pfeisend neben einander hin. — „Nun fängt's auch noch zu regnen an!“ begann ich endlich wieder. — „Wer eine Haut hat, fühlt es,“ versetzte Adolph; „aber, wenn mich mein Auge nicht täuscht, so seh' ich drüben ein Licht schimmern.“ — „Ein Irrlicht — was anders!“ sagte ich halblaut, „es wird hier an Sumpfen nicht fehlen.“ Dessenungeachtet verdoppelte ich meine Schritte. — „Wer da?“ rief Adolph, auf einmal stillstehend. Es erfolgte keine Antwort. „Ich meinte Fußtritte hinter uns zu hören,“ sagte er dann zu mir. — „Man verhört sich leicht,“ entgegnete ich.

Während dessen waren wir an ein einsam gelegenes Haus gelangt. Wir traten unter die Fenster und schauten hinein. Ein weites, ödes Zimmer zeigte sich unsern Blicken; die schlechten Lehmwände hatten ihre ehemalige Kalkbekleidung zum Theil verloren, einige Rohrstühle standen umher, und über dem halb niedergebrosenen Ofen hingen zwei Pistolen nebst einem Hirschjäger. Im Hintergrund saß an einem Tisch ein altes Weib, zahlos und einäugig, zu ihren Füßen lag ein großer Hund, der sich zuweilen mit seinen ungeschlachteten Pfoten kratzte. — „Ich denke,“ begann Adolph nach einer Weile, „wir nehmen unser Quartier lieber in einem Busch, als in dieser Höhle. Es sieht drinnen ja ganz verflucht aus.“ — Ich hatte dieselbe Aeußerung auf der Zunge gehabt. Wie aber in solchen mißbehaglichen Stunden der Mensch sich zu beständigem Widerspruch aufgelegt fühlt, setzte sich meine Meinung schnell in ihr Gegentheil um und ich entgegnete in spöttischem Ton: „Ich finde ein altes Weib nicht eben furchtbar, und weiß in der That nicht, warum wir nicht hinein gehen sollten.“ — „Es beliebt dir,“ versetzte Adolph scharf, „mich mißzuverstehen. Die Alte sitzt gewiß nicht unfernweg auf, sie erwartet noch Gäste, und welcher Art diese sind, das kann man nicht wissen. Sieh nur, wie sie sich das Auge, das ihr übrig blieb, reibt, um den Schlaf, der sie beschleicht, zu verschrecken! Eine Schenke ist's ohnehin, denn drüben in der Ecke stehen Flaschen und Gläser. Aber, wie du, so ich!“ — Bevor ich etwas erwidern konnte, erscholl hinter uns ein plötzliches: „guten Abend!“ und eine Mannsgestalt wurde in dem schwachen Lichtschimmer, der durch's Fenster drang, sichtbar, kurz, gedrungen, mit Augen, die verschlagen und listig auf uns ruhten, den Jägerhut tief in die Stirn hinabgedrückt. — „Sie haben sich gewiß verirrt,“ fuhr der Unbekannte fort, „und suchen ein Unterkommen für die Nacht. Danken Sie dem Himmel, daß Sie mich treffen, meine alte Mutter hätte Sie nicht aufgenommen. Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, so folgen Sie mir; etwas besser, als hier draußen, werden Sie's in der Bodenkammer finden, die ich Ihnen einräumen kann. Bier und Brod steht zu Diensten und eine Streu zum Schlafen läßt sich ausmitteln.“

Der Hund schlug an, die Alte stand auf und schleppte sich mit schweren Schritten zum Fenster. „Ich bin's!“ rief der Jäger. — „Du, mein Sohn?“ erwiderte sie in näselndem Ton und öffnete langsam die inwendig verschlossene Thüre. „Nur immer herein, meine Herren!“ sagte der Jäger mit zubringlicher Höflichkeit zu uns. Wir folgten seiner Einladung nicht ohne Widerwillen, ich zuerst. Der Jäger schloß hastig die Thür hinter uns ab, während die Alte uns, die Brille zurecht rükend, unfreundlich betrachtete. „Noch nicht da?“ fragte der Jäger, indem er uns in's Zimmer hinein nöthigte, seine Mutter,

aber so leise, daß nicht sie, nur ich ihn verstand. Flüsternd trat er nun mit der Alten in eine Ecke, und mehr als einmal flog ein häßliches Lachen über sein Gesicht. Die Alte ging, einen sonderbaren Blick auf uns werfend, hinaus und kehrte bald darauf mit Brod, Käse und Bier zurück. Der Jäger schob zwei Stühle an den Tisch; sie lud uns, sich umsonst zur Freundlichkeit zwingend, durch stumme Geberden zum Zulangen ein. Hungrig, wie wir waren, ließen wir es uns schmecken; mittlerweile nahm der Jäger die über dem Ofen hängenden Pistolen herab, lud sie, ohne sich an unser Befremden zu kehren, mit großer Höflichkeit, schüttete sogar Pulver auf die Pfanne und steckte eine derselben zu sich. Stillschweigend ergriff er nun die Lampe und führte uns eine Leiter hinauf in eine alte Bodenkammer, wo wir ein Strohlager vorfanden. Mit einem kurzen: „gute Nacht!“ wollte er sich jetzt, die Lampe mit sich fortnehmend, wieder entfernen; beide erklärten wir ihm aber gleichzeitig unsern Wunsch, mit etwas Licht versehen zu werden. „Mit Licht?“ fragte er verwundert, „es thut mir leid, Sie werden im Dunkeln schlafen müssen; meine Mutter hat außer der Lampe selten noch eine Kerze im Hause, und der Lampe bedürfen wir selbst, — um — — „Um?“ fragte ich, da er stotzte. — „Natürlich,“ versetzte er, „um den Abendsegen zu lesen; nur die Gelehrten wissen ihn auswendig. Doch, wer weiß, vielleicht ist das Glück günstig, und wenn sich nur noch ein Stümpchen Licht auftreiben läßt, so bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf.“

Der Jäger ging und ließ uns im Dunkeln. „Was meinst Du?“ sagte ich zu Adolph. — „Wir werden entweder gar nicht oder sehr lange schlafen,“ versetzte er ernst. — „Ist dort nicht ein Fenster im Dach?“ fragte ich. — „Es scheint,“ erwiderte Adolph, „ich will doch untersuchen, ob es sich öffnen läßt.“ — Er tappte zum Fenster und bemühte sich, es aufzumachen. In demselben Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein. Mit einem bösen Gesicht rief er Adolph zu: „Das Fenster hat inwendig zwar eine Klinkel, aber es ist von außen fest vernagelt, auch sind eiserne Stangen angebracht; an frischer Luft fehlt's hier dennoch nicht, denn drei Scheiben sind entzwei.“ Er ging auf die Thüre zu, kehrte sich aber noch einmal um und sagte: „Wenn unten auch noch dies und das vorfällt, so lassen Sie sich nur nicht stören, Sie wird Niemand beunruhigen.“ — „Was gibt's denn noch so spät?“ fragte ich heftig. — „Ei nun,“ versetzte der Jäger spöttisch, „eine Waldschenke hat bei Nacht den meisten Zuspruch.“ — „Aber sicher ist man doch?“ rief Adolph ergrimmt aus. — „Jedenfalls sind wir mit Waffen versehen,“ bemerkte ich mit erkünstelter Ruhe. — „Das freut mich,“ entgegnete der Jäger laut lachend und warf die Thür hinter sich zu, daß die Pfosten bebten und das Fenster krachte. „Harras!“ rief er draußen, „paß' auf!“ Der Hund lagerte sich knurrend, dann gähmend vor unsere Thür. „Abgeriegelt!“ sagte ich zu Adolph. Dies ward, da die Thür wirklich mit einem Schubriegel versehen war, leicht vollbracht. „Gottlob, daß wir die Lampe haben und daß sie einen hinreichenden Vorrath von Del enthält,“ sprach Adolph, in der Kammer umher leuchtend; „nun wollen wir sehen, ob sich unter all' dem Gerümpel, das hier unordentlich durcheinander liegt, nicht ein Knüttel oder was es sei, finden läßt, das uns zur Vertheidigung dienen kann.“ — Jetzt begannen wir die Musterrung der vielen, in der Kammer aufgeschichteten Sachen. Mir fiel ein alter Kalender in die Hände, den ich nur aufnahm, um ihn sogleich wieder von mir zu schleudern. Adolph griff nach ihm, sobald ich ihn weggeworfen hatte, und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten ließ er ihn mit leichenblassem Gesicht zur Erde fallen und sagte: „Nun weiß ich, wo wir sind. Dies ist das Mordloch des — (er nannte einen in ganz Deutschland berühmten Missethäter, der vor ungefähr einem halben Jahre in der Universitätsstadt, wo wir unsern Studien oblagen, wegen vielfacher Mordthaten enthauptet worden war) — sein Name ist in den Kalender geschrieben, und vermuthlich sind wir die Gäste seines Sohnes.“ (Fortsetzung folgt.)

Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

Theater.

Raschau. (10. Febr.) Ich habe in meinem ersten Berichte von unserer Bühne

und den Schauspielern gesprochen; jetzt einige Worte von der Oper und den Sängern: „Norma“, „Belisario“, „Lucia Lammermoor“, „Nachtlager“, „Nachtwandlerin“, „Mauret

und Schloffer“ und „Liebestrank“ sind die gesammten Opern, welche uns geboten wurden. Von den Sängern sind lobenwerth der Baritonist Arnold und der Tenor Nicolini. Der Bassist Rief ist ebenfalls brav. Herr Weinpolder, dessen wir schon bei den Schauspielen erwähnten, könnte in der Oper mit seinen Späßen wegbleiben. Von den Sängern nennen wir vor Allen Dem. Böchmann, eine liebliche Erscheinung, die mit einer angenehmen Persönlichkeit eine angenehme jugendliche Stimme, mit einer Nativität im Spiele, Sicherheit im Gesange verbindet.

Die Theaterdirektion, die im lobenden Eifer für das Vergnügen des Publikums Sorge trägt, engagirte eine neue Sängerin, Mad. Busmayer vom herzogl. Hoftheater in Braunschweig, die in der „Nachtwandlerin“ zum ersten Male auftrat, und als Adina eine kunstgeregelte Schule, und am Schlusse — ein schönes langes Haar entwickelte. Das Publikum überschüttete sie mit Beifall, da sie ihre Vorgängerin in vielen Theilen übertraf. — Das sind unsere Sängern, nun die Beschreibung eines Krieges. „Neue Wesen kehren gut“, sagt ein altes Sprichwort, und fand unter unserem Publikum viele Anhänger, die der neuen Sängerin Mad. Busmayer, vielleicht ohne hinlänglichen Grund, anhängen u. nur für sie eingenommen waren. Es war zum Todtlachen, wie bei jedem Erscheinen der Mad. Busmayer ihre Parthei, bei jenem der Dem. Böchmann die Parthei dieser applaudirte, und die entgegengesetzte immer zischte. — Welche handelten recht? Keine; denn es gab auch eine dritte Parthei, welche schwieg und lachte, und diese handelte am klügsten. Am 18. Januar war die „Nachtwandlerin“ angekündigt. Mad. Busmayer sollte die „Adina“ geben, und Dem. Böchmann hatte aus Achtung für das Publikum die Parthei der „Lise“ übernommen. — Der Abend kam, das Theater war gedrückt voll. Da rauschte der Vorhang, und folgende Ankündigung ward von der Bühne herabgesprochen: „Mad. Busmayer wird, wegen kaiserlichen mehrmaligen Nichterscheinens zur Probe — heute nicht auftreten, und Dem. Böchmann übernimmt aus Achtung für ein verehrtes Publikum ihre Parthei.“ — Diese Annonce warf erst wahrhaft die Fackel des Zwistes zwischen die Partheiischgesinnten. — Wer einen Krieg im Kleinen und ohne Blutvergießen zu sehen wünschte, hätte nach Kaschau kommen sollen. „Für und wider“ war das Tagesgespräch über die beiden Sängern. Man sprach: die Theaterdirektion wolle

das Engagement der Mad. Busmayer aufheben, und diese führe gegen die Direktion, wegen der ihr angethanen öffentlichen Beleidigung, gerichtliche Klage, indem sie mit ärztlichen Attestaten beweisen könne, daß sie, wenn sie bei den Proben nicht erschien, stets unpäßlich oder krank gewesen sei. Zwar wolten Manche dagegen behaupten, die Sängerin an den erwähnten Tagen auf öffentlicher Gasse gesund gesehen zu haben — doch dem sei, wie ihm wolle, ich berichte nur das Resultat, indem jede Abweichung von der Erzählung Partheilichkeit scheinen dürfte, oder werden könnte. — Am 1. Februar las man die Nachricht: „Nach später erhobenen Umständen findet die Theaterunternehmung sich veranlaßt, die in Betreff der Mad. Busmayer am 18. Januar ergangene Annonce zurückzunehmen, und Mad. Busmayer dem Wohlwollen eines verehrten Publikums zu empfehlen.“ Also der Mann gab nach, — das Weib siegte! — Bon! Am 2. Februar trat Mad. Busmayer in der „Nachtwandlerin“ wieder auf. — Tiefes Schweigen; — ihre Parthei klatscht, die konträre zischt, die klügere lacht; jede Parthei steigert ihre laute Gemüthsstimmung, und zuletzt — — schweigen Alle. Das ist das Loos der Menschheit, das ist der Lauf der Welt! Viel Lärm und endlich doch Ruhe! — Mad. Busmayer soll nach dem Schlusse nicht hervorgerufen worden sein. (Wir wohnten der Oper nicht bis zum Ende bei.)

Paris. Die Zahl der während des diesjährigen Karnevals mit polizeilicher Erlaubniß geöffneten Tanzlokale war 700. — Boultier, einst Faschbindergefelle, neben Duprez erster Tenorist der großen Oper, setzt sich mit jedem Auftreten fester in die Gunst des Publikums. — Die Elsker wird von Amerika zurück erwartet.

Hamburg. Man will Dem. Engghaus, zuletzt in Wien, wieder hier oder doch in der Nähe wissen. Mysteriöse Gerüchte sind in Betreff dieser Künstlerin und ihres Wiederengagements am Stadttheater in Umlauf. Wir trauen ihnen nicht. —

Dresden. Eine neue heroische Oper, „Gabriele Bergy“, ward gegeben. — Reißiger's „Adele de Foix“, scheint, nach den meisten glaubwürdigen Berichten, doch nur einen succès de maître de chapelle (sonst auch succès d'estime genannt) gefunden zu haben. — Vielfach klagt man über häufige Heiserkeiten Tichatschek's, die ihn oft verhindern, seinen Theaterpflichten zu genügen, während er doch in Privatzirkeln zu

singen an denselben Abenden fähig ist. Der große Tenorist hatte übrigens, in Betreff dieser Unregelmäßigkeiten, neulich eine Strafe von 50 Thalern zu erlegen. —

München. Lachner's „Katharina Kornaro“ würde den Kampf mit der „Königin von Cypern“ Halevy's, in Betreff des musikalischen Werthes, nur mit Ehren bestehen können; nichtsdestoweniger wird man auf den meisten deutschen Bühnen dem Pariser Producenten den Vorrang geben. (Dieser Nachsatz entkräftet am besten den Vorderatz.) Schlesinger in Berlin hat bereits Partitur und Uebersetzung des Textes der franz. Oper angekündigt. Der Spekulationsgeist der Musikalienhändler kennt freilich keinen Patriotismus. —

St. Petersburg. Der Balletmeister Taglioni hat Mozarts „Zauberflöte“ in Petersburg zum Ballet umgestaltet. Mozarts Musik ist größtentheils dazu benutzt. Die berühmte Taglioni tanzt — die Pamina (doch noch besser als: „sie tanzt Goethe“). Ein großes Ensemble von wilden Thieren (man sagt dreitausend an der Zahl) wird sich höchst grotesk gestalten. Zur Verherrlichung des Ballet-verhallhornten Mozart soll auch ein lebender Büffelochs aus den Ursteppen Russlands verschrieben worden sein. Manche deutsche Dichter möchten gern ihre angebundenen Bären los- und in diesem Ballet mitwirken lassen.

Mignon-Beitrag.

Paris. Der diesjährige Pariser Carneval gehörte zu den lebhaftesten und allgemein gefeiertsten, deren man sich seit einer geraumen Reihe von Jahren entsinnt. Die Maskenbälle der großen und der komischen Oper sahen ein fast lebensgefährliches Gedränge und Gewirr. Von den offiziellen Festlichkeiten machten die vom Präfekten des Seine-Departements, Herrn Rambuteau, veranstalteten Bälle das meiste Gerede. Der Seinepräfekt bewohnt nämlich den neuangebauten Theil des alten Hotel de Ville, und seine Empfangszimmer überstrahlen an Pracht und sinnreicher Gemächlichkeit bei Weitem die königlichen in den Tuilleries. Zu den in diesen letzteren veranstalteten Bällen wurden jedes Mal ungefähr 4000 Einladungen ausgegeben. Von Gêne und steifem Ceremoniell findet sich keine Spur, wohl aber von fetten Dieben, die nicht selten einen Theil des königlichen Silberservices — zum loyalen Andenken an die hohen Gastge-

ber wahrscheinlich — mitgehen heißen. Das erklärt sich, wenn man weiß, daß Manche der vom Intendanten der Civilliste zu einem solchen Hofballe Geladenen mit den betreffenden Karten leichtsinnig, wie mit Theaterbilletten umgehen u. sie in die verdächtigsten Hände gerathen lassen. — Die vom Herzoge von Orleans gegebenen Maskenbälle dagegen sind minder gemischt und ehrlicher; die Einladungen dazu sind spärlicher u. deshalb gesuchter. In letzter Woche fand beim Kronprinzen ein Ball Statt, auf welchem die Geladenen nur in dem ihnen zuvor genau angegebenen Kostüme erscheinen durften.

Bologna. Die schönste Privat-Gemäldegallerie zu Bologna, vielleicht eine der reichhaltigsten und gewähltesten in ganz Italien, befindet sich im Besiz eines — Schuhmachers. In Paris würde man sagen: Le cordonnier monstre. Die Sammlung dieses Schuhmachers, Landi ist sein Name, enthält sehr viele Meisterwerke, und er hat diese nicht etwa in Bausch und Bogen gekauft, um mit den bedeutenden, dafür hingegabenen Summen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher gegenüber zu imponiren, sondern er hat mit richtigem Schönheitsfinne und natürlichem Scharfblick gesammelt. Herr Landi zeigt den Fremden seine Schätze mit zuvorkommender Gefälligkeit u. in anspruchsloser Weise. Dabei ist dieser Schuhmacher einer der ausgezeichnetsten Geschäftsleute Italiens. Er beschäftigt an dreihundert Arbeiter. In keinem Falle hat dieser Kunstmäcen in seinen Arbeiten Pech gehabt, sonst hätte er den Künstlern gewiß keinen so bedeutenden Vorschub leisten können.

* **Romorn.** Hier ereignete sich ein bedauerungswürdiger Vorfall. Die Eisdecke bei unserer Stadt ist für Fußgeher und Handschlitten zwar zu passiren, aber doch nicht so fest, um größere Fuhrwerke zu tragen, was daher die Obrigkeit veranlaßte, die Passage bespannter Wagen zu verbieten. Da kam am 17. d. ein Landedelmann hiesigen Comitatz mit einem bespannten Schlitten, worauf sich 30 Mezen Kukuruz befanden, um über das Eis zu fahren, was man ihm aber von Seite der aufgestellten Personen verwehren wollte. Allein mit der Entgegnung: „Ich bin Edelmann, mir kann Gott nicht befehlen,“ fuhr er trotz allen Gegenvorstellungen und Warnungen, weiter. In der Mitte der Donau brach die Eisdecke und Pferde, Schlitten u. Ladung waren verloren. Glücklicherweise konnte sich der Eigenthümer noch retten, um sein Verfahren zu bereuen.

Etwas von Allem. Ein Wirthshauschild zu Rheims bewahrt das Andenken der unglücklichen, heldenmüthigen Jeanne d'Arc durch die noch lesbare Inschrift: „daß in diesem Hause die Eltern der Wunderjungfrau im Jahre 1429, und zwar auf Kosten der Stadt, beherbergt wurden.“

* * * Alle Völker, welche das Weib hinter Schloß und Riegel versteckt halten, sind noch immer auf der niedrigsten Stufe geistiger Entwicklung stehen geblieben. Die erste Nation, welche das Weib zu sich heraufzog, waren die Italiener, ihnen folgten die Franzosen und bald darauf die Deutschen, zuletzt die Engländer. Dieselbe Zeitfolge beobachtete auch die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, von der nur da nicht die Rede sein kann, wo die Welt des Weibes im Harem ihre Grenzen findet.

* * * Früher wurde weniger geschrieben u. mehr gedacht. Heut schreibt man so viel, daß das Denken, auch beim besten Willen, mit dem Produziren nicht mehr gleichen Schritt halten kann.

* * * Ein Nürnberger Hans Sachs hat vor einigen Wochen Agnese Schebest besungen. Das Gedicht sagt:

Daß Du unübertrefflich spielst, ist gewiß!
Selbst Nürnberger Lebkuchen schmeckt nicht so süß!
Bleibe lang bei uns, um Dich zu ehren,
Bleibe ewig — es kann zu lang nicht
währen!

* * * In Raab stürzte dieser Tage in der belebten Landstraße der Postkutschwagen, woran einzig und allein die Anmaßung des Postillons Schuld war. Dieser wollte den entgegenkommenden vier großen, mit Heu beladenen Wagen nicht ausweichen, welche ihrerseits mit dem besten Willen es nicht konnten. Der Postillon fuhr daher gewaltsam an einen dieser Wagen an, um ihn zu werfen; aber wie natürlich vorauszusehen war, mußte der Postwagen (mit den vier Passagieren) stürzen. Der Postillon wollte Prügel austheilen, wurde aber von den vernünftigen Reisenden zur Erkenntniß eigener Schuld gebracht.

* * * Die Pariser Kleidermodisten sind wahre Herrenmeister. Man sieht z. B. einen Pariser Lion im grünen Leibrock mit goldenen Knöpfen. Plötzlich macht es irgend ein Umstand wünschenswerth, daß er in einem andern, als in einem grünen Kleide erscheine. Er zieht den Leibrock aus, dreht ihn um, und steht in einer Minute im schwarzen Leibrock dar. Inwendiges und Auswendiges versehen denselben Dienst, je nach dem Bedürfnisse.

* * * Holländische Blätter drücken sich in folgender Weise über die Reise des Königs von Preußen aus: „Die Equipagen Sr. Maj. des Königs von Preußen waren bei dessen Ueberfahrt nach England in Ostende zurückgelassen worden, u. dies ist der Grund, weshalb Se. Maj. auch wieder über Belgien zurückreiste.“ — (Richtiger gesagt: Se. Maj. hatte die Absicht, auch den Rückweg über Belgien zu nehmen, und dies ist der Grund, weshalb man die Equipagen in Ostende warten ließ.)

* * * Bei einer neuerlichen Prozeßverhandlung in Washington sprach ein Advokat neun Stunden ohne Unterlaß fort, ohne daß am Schluß seiner Rede seine Stimme verloren hatte. Bruder Jonathan fragte stolz, ob in Europa irgendwo eine so stentormäßige Lungenkraft anzutreffen sei?

* * * Wie vor 14 Tagen, starb auch am 2. d. wieder zu München ein Individuum an der Wasserscheu. Ein neunjähriger blühender Knabe, der Sohn eines dasigen Bürgers, ward am 6. Nov. von einem Hunde gebissen, in Folge dessen am 11. bei ihm die Wuth ausbrach. Am anderen Morgen brachte man den Unglücklichen in das allgemeine Krankenhaus, woselbst er nach einigen Anfällen fürchtbarer Raserei drei Stunden später den Geist aufgab.

* * * In Pforzheim lebt ein Schauspieler Namens H i n e i n; der arme Mann! er kann nicht H e r a u s gerufen werden.

* * * Dem Vernehmen nach wird Hr. Direktor Alex. Schmid, gegenwärtig in Lemeswar, im nächsten Sommer das Raaber Theater übernehmen.

Lokal-Beitrag.

Hermine. Die entseelte Hülle der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Hermine kam in der Nacht vom 19. auf den 20. d. in Ofen an. Der Einzug erfolgte auf einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, den mehrere Bürger Ofens zu Pferde als Ehrengarde begleiteten, und trotz der rauhen und kalten Winternacht, fand sich eine zahlreiche Volksmenge ein, die bis Mitternacht der Ankunft der Hohen, Allgeliebten, nun so tief Betrauertem entgegen harrete. Dem so laut ausgesprochenen Wunsche der Bewohner aller Klassen beider Städte, die hohe Verblüthene noch ein Mal zu sehen, konnte der durchlauchtigste Vater Se. k. k. Hoheit der Herr Erzherzog Pala-

tin nicht länger widerstehen und geruhete gnädigt zu gestatten, daß die Leiche der Hochseeligen vor deren Beisetzung in der Familiengruft, vom 20. Nachmittags bis 21. Nachmittags, in der Schloßpfarrkirche ausgestellt werde. Tausende von Menschen drängten sich während dieser Zeit an die geweihte Stelle, um des Anblicks der Theuren, Unvergesslichen noch theilhaftig zu werden, und Niemand verließ den Ort, ohne tiefe Rührung, ohne schmerzliche Empfindung. — Das solenne Leichenbegängniß fand Montag Abends, und die feierlichen Exequien Dienstag, Vormittag, in der Schloßpfarrkirche statt. — Wir schließen mit der Bemerkung, daß das vom Grafen Johann Mailath herausgegebene Taschenbuch „Iris“ für 1842 das wohlgetroffene Portrait der durchlauchtigsten Erzherzogin als Titelpuffer zielt, und daß in demselben Taschenbuche ein schönes Gedicht von J. G. Seidl, betitelt „Rosa“ eine Schlüsselstelle enthält, die wir, als hieher passend, nicht umhin können anzuführen:

„Drauf (auf dem Grabe) stand mit goldenen Lettern,
hell wie Flammen:
„Hier schlummert eine Jungfrau, hold und lieb,
„Die schöne Hoffnung — ach, sie brach zusammen,
„Und nur der Demant, ihre Seele, blieb.“

R.

Theater.

Nationaltheater. Am 19., als die Oper „die Ballnacht“ gegeben wurde, ward die Ausführung durch Lärm, Zischen und Pfeifen von der Gallerie herab öfter gestört. Wie wir hören, soll dieses Aergerniß die Folge einer Demonstration nicht sowohl gegen einzelne Individuen als gegen die Oper auf der Nationalbühne überhaupt gewesen sein. Wenn gleich der bei weitem größte, und besonders der gebildete und besonnene Theil des Publikums laut seine Mißbilligung gegen dieses Verfahren ausdrückte, so bleibt dieser Vorfall doch ein sehr beklagenswerther, der, sollte er noch ein Paar Mal wiederkehren, diese schönen Hallen halb in Verruf bringen und zur Einöde machen dürfte. Es ist offenbar, daß nur einige selbst Betheiligte die Verbannung der Oper aussprechen könnten, wodurch zwar ihr eigenes Interesse momentan befördert, aber das Nationaltheater um so sicherer, trotz aller Subsidien der Nation, dem Untergang zugeführt werden müßte. Nirgends in Europa kann sich mehr ein Schauspiel alle in auf der Bühne erhalten. Bloss das Hoftheater in Wien und das Theatre-Francaise in Paris machen hierin eine Ausnahme. Aber welche ungeheure Unterstützung haben diese! Enorme Zuschüsse von der Regierung, in Paris eine Million Franzosen, in Wien 350,000 Deutsche, und in beiden Theatern wirken die ersten Künstler der Welt! Sonst erhält sich nirgends ein Schauspiel ohne Oper und ein deutscher Schriftsteller (Braun v. Braunthal in seinen „dramaturgischen Briefen“), der ebenfalls über die so überhandnehmende Oper

jammert, sagt so eben: „Die Oper ist eine moralische Nothwendigkeit geworden. — Sie ist das glänzende Glend der dramatischen Gegenwart, der tönende Moloch, dem die schönsten Kräfte aufgeopfert werden müssen.“ — Sei nun also die Oper auch ein notwendiges Uebel, so ist sie doch jedenfalls nothwendig, und in der That, das ungarische Schauspiel, wenn es gleich viele schöne Talente in seiner Mitte zählt, ist gewiß ebenso wenig wie das deutsche in der Lage, sich von ihr emanzipiren zu können. Es ist also ganz einleuchtend, daß Diejenigen, die die Oper von diesen Brettern verbannt wissen wollen, entweder aus eigenem Interesse, oder aus Unkenntniß der Sachlage sich dieser Ansicht hingeben. Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß die meisten Lärmmacher fast nie in das ungarische Schauspiel gehen, sondern nur in die Oper, wenn es gilt, diese auszupfeifen. — Schafft die Oper ab und Ihr werdet den Untergang dieses Theaters zu betrauern haben, und alle Zuschüsse von der Nation würden dieses schöne Institut nicht mehr aus seiner Verwaisung zurück bringen können. — Dem deutschen Theater aber würde damit der größte Dienst erwiesen werden. Das sagt Euch ein für die schöne Sache der ungarischen Sprache ganz eingenommener Ungar.

Buntes Pesth. Der geistreiche und zuweilen sehr pikante Feuilletonist des „Pesti Hirlap“, A. v. Frankenburg, gibt in der letzten (117.) Nummer der erwähnten Zeitschrift ein herzerregendes Bild von dem tiefen Jammer und Glend, dem die arme Volksklasse in der gegenwärtigen strengen Jahreszeit in Ungarns Hauptstädten ausgesetzt ist, welches wir unsern gefühlvollen Lesern hiemit mittheilen wollen und hoffen, daß sie es auch nicht übel nehmen werden, wenn wir ihnen mit unserem „bunten Pesth“ auch einmal ein Nachstück bringen. — „Es gibt Auftritte im Leben“, heißt es im „Hirlap“, „welche durch ihren grauenvollen Anblick das Blut in den Adern erstarren machen und unser ganzes Sein gewaltsam erschüttern. . . ach und in der Thräne des Mitleids zittert oft der Fluch unseres Schicksals, das unsere Hände fesselt, wenn die Armuth leidet und mit schmerzgebrochenem Laut um Hülfe flehet. Wir waren so unglücklich, am vorigen Sonntag, Abends, Zeugen eines solchen Auftrittes zu sein, und wollen einen schwachen Versuch wagen, ihn zu beschreiben, damit man in der Provinz ein Bild des gräßlichen Glends sehe, wie solches unsern Blicken in der Hauptstadt so öfters aufgerollt wird. Dringende Geschäfte riefen uns nach Ofen und wir wählten hiezu den kürzeren Weg über den Gistloß nächst dem Fischplaz. Als wir uns dem Ofner Ufer näherten, hörten wir ein leises Wimmern und, einige Schritte vorwärts schreitend, gewahrten wir eine lange hagere Frauengestalt mit ausgelöschenen Augen, zusammengefalteten Händen, mit vor Frost und Kälte zitterndem Körper — Grausen und Mitleid erregend. An ihrem halbnaekten Körper hingen einige zerrissene Lappen, der Kopf war unbedeckt und die bleichen Füße blutroth vor der erstarrenden Kälte. „Um Gotteswillen, helfen Sie mir!“ schrie sie zu unsern Füßen kitzelnd und hob die thränenlo-

sen gespensterhaften Augen zu uns empor, „ich habe schon in drei Tage nichts gegessen, als jene Abfälle, welche ich in den Ausgüssen am Donauufer finde, seitdem aber die strenge Kälte eintrat, muß ich befürchten, auch diese meine einzige Nahrung zu verlieren, denn es ist Alles so angefroren, daß ich nur mit dem größten Aufwand meiner Kräfte hie und da einen abgenagten Knochen oder halbe Kohlblätter aus dem Kehricht und dem Unflath herauszugraben vermag.“ — Tieferschüttelt schauderten wir zurück . . . und die Himmelssterne schauten so kalt herab, wie der Kerzenschein aus den hohen Häusern, an deren Schwelle ein Mensch mit dem Hungertode kämpft. — Das Weib suchte im Sommer seinen Erwerb durch verschiedene Gartenarbeiten, jetzt ist sie krank und Niemand in den beiden Schwesterstädten will der armen Kranken ein Obdach geben — kein Winkel, nicht das kleinste Plätzchen in der großen Stadt, wohin sie in der grimmigen Kälte ihr Haupt legen könnte. „Mein Gott!“ sagte sie tiefaufseufzend und wir werden diese Töne nie vergessen, „was gibt es für Menschen in der Stadt. . . ach, sie wissen nicht, was es heißt frieren und hungern, und der Allmächtige fragte mich nicht, wie lang ich noch leben will!“ — Dann führte sie uns zu der warmen Quelle unter dem Brunnbade und, auf einen Misthaufen hinweisend, welcher vor der Oeffnung aufgethürmt lag, stöhnte sie: „Das ist meine Schlafstätte, wohin ich Abends komme, weil es hier doch wärmer ist, als anderswo, und damit ich nicht erfriere, habe ich meine Füße die ganze Nacht hindurch im warmen Wasser: der Dunst betäubt zwar manchmal und verursacht mir schweres Magenbräuen und heftigen Kopfschmerz, aber es ist doch nicht so schlimm als frieren.“ Ich möchte mich gern an die Behörde wenden, aber ich fürchte, daß man mich als eine Landstreicherin einsperren und — schlagen läßt, und mein Körper könnte die Schläge nicht aushalten . . . ich würde gerne sterben, denn glauben Sie mir, lieber Herr, der arme Mensch hat keinen bessern Tröster, als den Tod, aber ich habe — ein Kind und dieses darf und kann ich nicht verlassen.“ — Da hüfte sie sich und scharrte aus dem Mist ein kaum halbjähriges Kind. Sie presste es an ihre ausgetrocknete Brust und hielt ihre Hände stumm nach einer Gabe hin. . . Wir sind nicht vermögend, dieses Bild weiter auszumalen, so sehr sind wir noch von dem entsetzlichen Anblicke des menschlichen Glends ergriffen! Und in Pesth und Ofen, wo es diesem ähnlichen Jammer und Noth genug gibt, haben wir bis heutzutage noch kein Arbeitshaus! — Städtische Behörden und wohlthätiger Frauenverein beherzigt gut, was wir schauernd erlebt!

Lokalbemerker. Unser ehrenwerthe Kollege, der Regello macht die pikante Bemerkung, daß nicht der „Spiegel“, sondern die Presse die Aufhebung des Zolls auf dem Giststoff veranlaßt habe. Dagegen haben wir nichts; wenn nur das Gute geschieht, so ist es uns einerlei, ob es der „Presse“ oder dem „Spiegel“ zu verdanken ist. Allein, da der Zoll auf dem Giststoff, trotz der Presse, neuerdings eingeführt wurde, so bitten wir die vom Regello gemeinte Presse, sie möge doch dahin wirken, daß nicht nur dieser Zoll, sondern jede ähnliche exklusive auf die Armuth gemünzte Besteuerung aufgehoben werde. Geschieht dies, so will die Presse des Spiegels gerne das Verdienst der Anregung jeder andern beliebigen Presse überlassen.

— Letzten Sonntag ging ein armer alter polnischer Jude über den Giststoff. Mitten auf demselben ward er angehalten, um den Zollkreuzer zu erlegen. Vergebens waren seine Bitten, daß er keinen Kreuzer habe, vergebens seine Bitten — ein Armer, und obendrein noch ein polnischer Jude darf durchaus nicht umsonst passieren. Da erbarmte sich ein Vorübergehender seiner, gab dem Gistnehmer einen Silberzehner mit dem Bemerkten, daß die herankommenden 24 kr. dem armen polnischen Juden angehören sollten. Was that aber der Jude? Er nahm die 24 kr. nicht an, sondern bestimmte dieselben für 24 andere arme Leute, die über den Giststoff zu passieren hätten. Ob diese großmüthige Spende auch dazu verwendet wurde, ist uns nicht bekannt.

— Der berühmte Musikfiker Hr. Friedrich Kaufmann aus Dresden ist mit seinen vor trefflichen und höchst interessanten Musikmasschen hier angekommen, und wird dieselben nächstens öffentlich hören lassen.

— Morgen, Donnerstag, Abends 5 Uhr, gibt die berühmte Pianistin Sophie Bohrer, ihr drittes und Abschiedskonzert im Redoutensaal. Die große Beliebtheit, die sich diese junge ausgezeichnete Künstlerin bereits bei uns erworben, lassen eine reiche Theilnahme erwarten.

Modenbild. No. 9.

Paris, 10. Febr. Neueste Stadt- und Wintanzüge. Da diese die ersten Toiletten dieser Art sind, die in Paris nach dem Karneval erschienen, so theilen wir uns, sie schon heute (statt Samstag) erscheinen zu lassen, und überliefern unsern geehrten Abonnenten wieder den Beweis, daß wir allen Journalen, die außer Paris erscheinen, mit unsern Bildern stets vorausziehen.

Halbjähriger Preis 4 fl. mit Postversendung 5 fl. — Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Bestung, außerhalb des Wasserthors), in den Kunsthandl. der H. Ehrenreich u. Neumann, G. Müller u. S. Wagner in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. und Universitätsbuchdruckerei.

erthe Kol-
emerfung,
P r e s s e
G i s t o f f v e r-
h t s ; w e n n
s e i n e r l e i ,
« z u v e r-
m G i s t o f f ,
w u r d e , s o
P r e s s e ,
t n u r d i e-
u s i v e a u f
h o b e n w e r-
d e s S p i e-
j e d e r a n-

alter pol-
n a u f d e m-
Z o l l k r e u z e r
Z e i t h e u e r u n-
z e b e n s s e i n e
i n n o c h e i n
c h t n u n s o n s t
h e r g e h e n d e r
S i l b e r z e h n e r
k o m m e n d e n
a n g e h ö r e n
e r n a h m d i e
e s e l b e n f ü r
G i s t o f f z u
e g e S p e n d e
c h t b e k a n n t .

r i e d r i c h
s e i n e n v o r-
u s i k m a-
e b d i e s e l b e n

u n t e r 5 U h r ,
W o h r e r ,
t i m R e-
s i c h d i e s e
t s b e i u n s
e e r w a r t e n .

u n d W i s t e n-
s e r A r t s i n d ,
t , s o b e i l e n
(a g) e r s c h e i n e n
i n A b o n n e n t e n
n , t i e a u f e r
v e r a u s e i l e n .

o s t u n d p o s t-
a f f e r t h o r s) , i n
P o s t a m t e r n .



MODES DE PARIS.
LE MIROIR.